

**Koreanische Literatur** Bae Suahs Roman liest sich wie ein fiebriger Traum in einer unruhigen Nacht

# Ein Scharnier zwischen Realitäten

**Bae Suah: Weisse Nacht.** Übersetzt von Sebastian Bring. Suhrkamp 2021. 159 S., um Fr. 34.-, E-Book 24.-.

Von Anna Kardos

Ayami arbeitet in einem Hörtheater für Blinde. So viel ist klar im Roman der Südkoreanerin Bae Suah. Doch dann ist es mit der Klarheit auch schon vorbei. Denn hier werden Passagen mit demselben Wortlaut wiederholt, dort schieben sich die Erzählperspektiven merklich übereinander – und unheimliche Sequenzen wie Schatten in die Handlung. Sind sie Träume, verdrängte Erinnerungen oder Vorahnungen? Man merkt es schon ganz zu Beginn: «Die ehemalige Schauspielerin Ayami sass auf dem zweiten Treppenabsatz des Hörtheaters. Sie war allein. Zu diesem Zeitpunkt war nichts anderes bekannt», ist da zu lesen, und damit wird einem der Boden, auf dem die Handlung fusst, von Anfang an unter den Füssen weggezogen.

Die Handlung selbst ist schnell erzählt: Das Hörtheater, in dem die 28-jährige Ayami arbeitet – ein rein auditives Theater für Blinde und Sehbehinderte –, soll in wenigen Tagen geschlossen werden. Die letz-

ten Vorstellungen laufen, danach trifft sich die junge Frau mit ihrer Deutschlehrerin Yoni und dann mit ihrem Vorgesetzten, um ihre berufliche Zukunft zu besprechen. Schliesslich entscheidet sie sich, für eine befristete Zeit Assistentin eines deutschen Autors zu werden, der dieser Tage zu einem Arbeitsaufenthalt nach Seoul anreist. Und über all dem liegt die schwüle Gluthitze in Seoul, die «die Hautporen verklebte, wie ein auf der Haut liegendes, warmes Stück Fleisch».

So weit, so unspektakulär. Aber das ist nur die Oberfläche der Handlung. Denn die wörtlich wiederholten Passagen funktionieren im Text wie Scharniere zwischen alternativen Realitäten. Die «dünnen, von drahtigen Muskeln durchzogenen Waden, die erbärmlich kleinen Füße» einer Frau stellen sich plötzlich als jene einer anderen Figur heraus, die «deutlich sichtbaren, roten Äderchen» im Auge eines Mannes finden sich in dem eines anderen wieder. Ähnlich überlappend verhält es sich auch mit den Zeitebenen.

Das irritiert. Verstärkt wird die Irritation dadurch, dass die Innenperspektive der Protagonisten fehlt, wodurch deren Handeln an Marionetten erinnert, an Ausführende einer unsichtbaren und oft un-



heimlichen Inszenierung. Man fragt sich: Wie viel davon entspringt einer uns fremden Erzähltradition? Oder setzt die Autorin, die in Seoul und Berlin lebt, die Irritation bewusst ein?

Erst nach und nach wird man beim Lesen vertrauter mit dieser ungewöhnlichen Handlungsführung. Und spätestens mit dem Auftauchen des deutschen Autors, der ausgerechnet Wolfi heisst und statt Lyrik Kriminalromane schreibt, wird die Literatur inhaltlich und formal zum Fluchtpunkt des Textes. Dann gewährt Bae Suah der Leserin auch einen Einblick in die Matrix ihres Romans, indem sie Ayami im Hörtheater eine Einführung zum surrealistischen Autor Sadeq Hedayat halten und sie dabei sagen lässt: «Besonders die geheimnisvollen Wiederholungen bewirken Effekte des Surrealen und Fantastischen». Und plötzlich ordnet sich rückwirkend alles zuvor Gelesene zu einem logischen Bild. Der Effekt ist Erleichterung – und der Hauch einer Enttäuschung darüber, dass die Literaturen der Welt doch nicht so unterschiedlich sind, wie man meinte, entdeckt zu haben.

Bae Suah liest am Montag, 27. September, im Literaturhaus Zürich.

**Lyrik** Levin Westermanns wuchtiges Langgedicht klagt Gewalt gegenüber Tieren an

# «der mensch will niemals wissen, was er tut»



**Levin Westermann: farbe komma dunkel.** Matthes & Seitz. 111 S., um Fr. 27.-.

Von Björn Hayer

Was für eine originelle Stimme! Was für ein raues Lamento! Zweifellos lässt sich Levin Westermanns neuer Band «farbe komma dunkel» mit einem Wort beschreiben: markerschütternd! In einem knapp hundertseitigen Langgedicht stellt er uns ein lyrisches Ich vor, das sich in eine Welt abstinenz zurückgezogen hat. Sitzt der Melancholiker nicht gerade lesend und kränklich auf einem Rattanstuhl, beobachtet er die Tiere auf einem bäuerlichen Gehöft.

Dabei vergeht die Zeit in beckettischer Sinnlosigkeit: «Die stunden meiner tage / sie verwandeln sich ins nichts» – und doch bringen sie immer wieder auch Blüten der Sehnsucht nach einem guten Dasein hervor. Die Gegenwart erweist sich indes als gigantische Tristesse. Das Textsubjekt leidet an der menschlichen Gewalt gegenüber dem Tier, es mäandert zwischen Verzweiflung und Wut, die sich in Dekonstruktionen unseres verschleiernenden Vokabulars ergeht.

Wenn in der Corona-Pandemie etwa von der «Keulung» der Nerze in Dänemark die Rede war oder die Jäger von der «Entnahme» von Wild aus dem Wald sprechen, bezeichnet Westermanns Textsubjekt diese Wendungen schlichtweg als euphemistisch. Denn «der mensch will niemals wissen / was er tut / will ganz und gar nicht wissen / was die menschheit täglich tut [...] und deshalb nicht *erschossen* / sondern *nehmen* [...] es klingt nicht nach zerstörung / und nach blut».

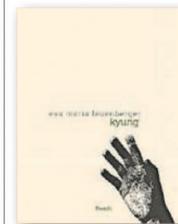
Es sind jene Plastizität und Gegenständigkeit, die der Sprache des mit dem Schweizer Literaturpreis 2021 ausgezeichneten Poeten zu ihrer unverwechselbaren Wucht verhelfen. Levin Westermanns Sprache packt einen nicht nur emotional, sondern ebenso durch ihre hoch artistische Form. Denn um die gedankliche Ausweglosigkeit seines lyrischen Ichs zum Ausdruck zu bringen, bedient sich der in Biel lebende Lyriker – erinnernd an die Ästhetik von Thomas Bernhard – der Wiederholung. Wir befinden uns in einer Schleife aus Worten, Szenen und Zitaten grosser Lyrikerinnen und Lyriker. Dadurch entsteht ein mantraartiger Rhythmus, eine intensive Meditation über unser Verhältnis zu Flora und Fauna. ●



BETTINA WOHLFENDER

## Kurzkritiken

**Eva Maria Leuenberger: Kyung.** Droschl 2021. 132 S., um Fr. 31.-.



In ihrem Lyrikdebüt «Dekarnation» hat Eva Maria Leuenberger in beweglicher, klarer Sprache Grenzgebiete von Leben und Tod ausgetestet, etwa in einem Gedichtzyklus über Moorleichen. Nun legt die 30-jährige Bernerin wieder ein bemerkenswertes Buch vor. «Kyung» ist eine Auseinandersetzung mit der amerikanisch-koreanischen Avantgardistin Theresa Hak Kyung Cha, die 1982 im Alter von 31 Jahren in einem Parkhaus vergewaltigt und erwürgt wurde. Leuenberger tritt mit Kyung in eine lyrische Zwiesprache. In einem vielstimmigen, zwischen Poesie, Essay und Prosa changierenden Text nähert sie sich Kyungs Werk, das unter anderem vom Taoismus inspiriert war. Und sie reflektiert das Gewaltverbrechen: «ich suche die worte / und stolpere gegen einen körper.» So federleicht, so offen kann man also über körperliche Verletzlichkeit und brüchige Identitäten nachdenken.

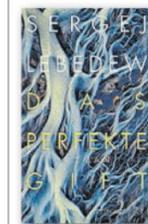
Martina Läubli

**«Nichts und niemand kann dich ersetzen».** Rainer Brambach/Günter Eich: Briefwechsel. Nimbus 2021, 544 S., um Fr. 54.-.



Eine wahre Schatzkiste für Lyrik-Leser ist dieser von Roland Berbig trefflich edierte und reich illustrierte Briefwechsel zwischen Günter Eich (1907-1972) und Rainer Brambach (1917-1983). Der als Arbeiter im Gartenbau tätige Basler Brambach schrieb dem bereits arrivierten Eich, einem Kopf der Gruppe 47, im Jahr 1950 einen bewundernden Brief. Er markierte den Beginn einer lebenslangen Freundschaft und eines Gesprächs zweier verwandter Geister, das sich um familiäre Angelegenheiten ebenso drehte wie um geschäftliche: Geldnot und Aufträge, Rausch und Katzenjammer, literarischer Klatsch und Albereien finden ebenso Platz wie Fragen der lyrischen Form nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs. Günter Eich, der zu den exemplarischen Autoren der deutschen Nachkriegsliteratur gehört, und der sympathische Schweizer Aussenseiter sind hier beide neu zu entdecken. Manfred Papst

**Sergej Lebedew: Das perfekte Gift.** Übersetzt von Franziska Zwerg. S. Fischer 2021. 255 S., um Fr. 33.-, E-Book 20.-.



Manchmal wird die Literatur von der Wirklichkeit eingeholt. So geschah es dem russischen Journalisten und Schriftsteller Sergej Lebedew. Sein Roman beginnt mit einem als Wespenstich getarnten Giftanschlag auf einen russischen Ex-Agenten, inspiriert vom Fall Skripal. Kaum war das Buch erschienen, fand ein Giftmordanschlag auf den Oppositionspolitiker Alexei Nawalny statt (siehe auch S. 34). Die erschreckende Kontinuität staatlichen Tötens, die der 40-jährige Autor aufzeigt, ohne die Namen von Stalin und Putin zu nennen, hat sich erneut erwiesen. «Das perfekte Gift» ist ein Agententhriller und zugleich ein existenzialistisch-politischer Roman. Er erzählt von der Herstellung chemischer Kampfstoffe in der Sowjetunion und der zerstörerischen Macht von Wissenschaft. Packend zeigt Sergej Lebedew, der heute in Berlin lebt, wie Angst und Paranoia funktionieren.

Martina Läubli

**Ralf Schlatter: Muttertag.** Limbus 2020. 152 Seiten, um Fr. 27.-.



Dieser Text muss mit einer Entschuldigung beginnen. Dieser kleine Roman ist schon vergangenes Jahr erschienen – und wir haben ihn übersehen. Das ist unverzeihlich, gelingt Ralf Schlatter in diesem Text doch ganz Wunderbares. Er lässt einen Sohn am 21. Juni, dem längsten Tag des Jahres, frühmorgens zu seiner Mutter laufen – er soll ihr abends den Schierlingsbecher reichen, damit die Todkranke aus dem Leben scheiden kann. Auf der Wanderung von Zürich nach Schaffhausen lässt der Sohn seine Beziehung zur Mutter Revue passieren – und merkt, dass er eigentlich nichts weiss über die Frau, die ihn geboren hat, das Leben aber wie eine Theaterrolle vor sich hergetragen hat. Bloss, auch der Sohn «ist nicht über alle Zweifel erhaben», stellt sich die Frage: Wer ist er und wer nicht? So ist ein Text entstanden, der es sich nie einfach macht, aber immer leicht bleibt. Peer Teuwsen

ANZEIGE



AB JETZT IN JEDER BUCHHANDLUNG  
ISBN 978-3-7844-3612-8

Der Schweizer Autor Andreas Sommer schickt Nathan und Ana, »Fremdlinge von irgendwo«, auf eine tragisch-komische Entdeckungsreise. Durch eine schillernde, verrückte, inspirierende und seelenfressende Welt. Die unsere ...  
So ist auch Andreas Sommers neuer Roman: Schillernd, verrückt und eine Entdeckung wert.